

Michael Makropoulos

KONTINGENZ

Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne

»Die Proklamation der ›Postmoderne‹«, meinte Niklas Luhmann in seinen »Beobachtungen der Moderne«, »hatte mindestens ein Verdienst. Sie hat bekannt gemacht, daß die moderne Gesellschaft das Vertrauen in die Richtigkeit ihrer eigenen Selbstbeschreibungen verloren hat. Auch sie sind jeweils anders möglich. Auch sie sind kontingent geworden.«¹

Das Bemerkenswerte an dieser Passage ist nicht ihre explizite Aussage: Wie Jean-François Lyotard konstatierte auch Luhmann, daß es keinen »métarécit« gebe und fügte hinzu, daß »geschieht, was geschieht« und daß sich die Gesellschaft »im Ausgang von dem, was erreicht ist, in eine unbekannte Zukunft« entwickelt.² Das Bemerkenswerte an dieser Passage ist vielmehr ihre implizite Behauptung, daß die Kontingenz der Selbstbeschreibungen moderner Gesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts zwar deren letztgültige Wahrheit freilegt, aber den begrifflichen Rahmen dieser Analyse, eben das Kontingenztheorem selbst, nicht erfaßt. Alles, so könnte man Luhmann hier paraphrasieren, ist mit der ›postmodernen‹ Verwerfung geschichtsphilosophischer Meta-Erzählungen, zu denen auch die modernisierungstheoretischen gehören, kontingent geworden – ausgenommen die gesellschaftstheoretische Plausibilität des Kontingenztheorems selbst. Anders gesagt: Es gibt durchaus einen ›postmodernen‹ »métarécit«, wenn auch keinen geschichtsphilosophischen und auch keinen modernisierungstheoretischen, aber eben doch einen, der – zumal im Falle der Systemtheorie – die Einheit der Moderne in der irreduziblen Kontingenz ihrer Selbstbeschreibungen proklamiert und die kontingenztheoretische Konzeptualisierung moderner Gesellschaft auf diese Weise als definitive fest schreibt. Aber damit nicht genug: Luhmann bestimmt Kontingenz »als Eigenwert der modernen Gesellschaft«, und das mit allen Implikationen, die der Wertbegriff über bloße Thematisierungs- und Konzeptualisierungspräferenzen hinaus enthält.³ Angesichts der langen und bis in gegenwärtige Konzepte der Moderne persistierenden Problematisierung, wenn nicht Perhorreszierung der Kontingenz, hat diese

¹ Niklas Luhmann: »Vorwort«, in: ders., *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, S. 7-9, hier S. 7.

² Luhmann, »Vorwort« (wie Anm. 1), S. 7. Vgl. Jean-François Lyotard: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Wien 1994 (orig.: *La condition postmoderne*. Paris, Éditions de Minuit 1979), S. 13ff. bzw. 112ff.

³ Niklas Luhmann: »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft«, in: ders., *Beobachtungen der Moderne* (wie Anm. 1), S. 93-128, hier S. 93.

Positivierung zunächst etwas Befreiendes. Kontingenz wird hier nämlich nicht automatisch als etwas betrachtet, das ein »Fluch« ist und ›bewältigt‹ werden muß.⁴ Dem entsprechend wird der Begriff der Kontingenz entdramatisiert. Daß er dadurch gleichzeitig zur allgemeinen Entzauberungsformel der Moderne avanciert, ist allerdings die Kehrseite seiner systemtheoretischen Konzeptualisierung. Doch das eigentliche Problem der systemtheoretischen Kontingenzsemantik – also der systemtheoretischen Fassung einer realitätsgenerierenden Deutungsstruktur, die vom Begriff der Kontingenz aus organisiert wird – besteht darin, daß sie Kontingenz gesellschaftstheoretisch ontologisiert, indem sie das Kontingenzbewußtsein als Kriterium moderner Selbstproblematisierung aus seiner voraussetzungsvollen Historizität herauslöst und der Kontingenzsemantik damit tatsächlich die fast unbezweifelbare »Ultra-Bedeutung« eines »métarécit« verleiht.⁵ Aber Kontingenz ist schon deshalb keine ontologische Tatsache, die aller Sozialität gewissermaßen unveränderlich als ›factum brutum‹ vorgängig wäre und von einer illusionslosen Gesellschaftstheorie entdeckt würde, weil sie als bestimmtes oder immerhin doch bestimmbares Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit historisch und kulturell variiert und gerade darin sehr verschiedene Handlungsbereiche, Ereignishorizonte und gesellschaftliche Selbst- und Weltverhältnisse konstituiert.

I.

Auch wenn der Begriff der »Kontingenz« mittlerweile in alle möglichen Konnotationen von »Unbestimmtheit« verschliffen worden ist, gibt es doch eine halbwegs strikte Definition: Kontingent ist, was auch anders möglich ist.⁶ »Kontingenz« bezeichnet also nicht einfach Unbestimmtheit überhaupt, sondern jene spezifische Unbestimmtheit, in der etwas weder notwendig noch unmöglich ist und sich darin als wirkliche Alternative manifestiert. Diese spezifische Unbestimmtheit ist allerdings nicht eindeutig, sondern als zweiseitige Möglich-

⁴ So Theodor W. Adorno: *Philosophie der neuen Musik*. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1978 (1948), S. 105. Zur ›Kontingenzbewältigung‹ vgl. Michael Makropoulos: »Möglichkeitsbändigungen. Disziplin und Versicherung als Konzepte zur sozialen Steuerung von Kontingenz«, in: *Soziale Welt* 41 (1990), S. 407-423, bes. S. 409f.

⁵ Man könnte hier von einer Mythisierung sprechen, die darin besteht, daß Geschichte in Natur und Semantik in Evidenz verwandelt wird, wobei vorausgesetzt wird, Natur sei der Inbegriff des Invariablen oder wenigstens doch Intangiblen. Vgl. Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Frankfurt/Main 1964 (orig.: *Mythologies*. Paris, Éditions du Seuil, 1957), S. 64ff., bes. S. 131f. u. S. 141f.

⁶ Vgl. mit weiteren Verweisen Michael Makropoulos: *Modernität und Kontingenz*. München 1997, S. 13-32 bzw. Michael Makropoulos: »Modernität als Kontingenzkultur. Konturen eines Konzepts«, in: Gerhart von Graevenitz/Odo Marquard (Hg.), *Kontingenz* (Poetik und Hermeneutik 17), München 1998, S. 55-79.

keit ausgesprochen ambivalent.⁷ Weder notwendig noch unmöglich ist schließlich sowohl das Verfügbare und Manipulierbare als auch das Unverfügbare und schlechterdings Zufällige. »Kontingenz« bezeichnet deshalb jenen ambivalenten Bereich spezifischer Unbestimmtheit in der Wirklichkeit, in dem sich sowohl Handlungen als auch Zufälle realisieren. Als Entscheidung zwischen mehreren exklusiven Möglichkeiten, kann sich Handeln schließlich nur dort realisieren, wo die Dinge auch anders sein können, wie Rüdiger Bubner erklärt hat.⁸ Handeln setzt damit eine signifikante Spannung zwischen der Wirklichkeit und mindestens einer anderen Möglichkeit voraus, die überhaupt erst einen distinkten Handlungsbereich bildet. Das ist aber zugleich auch der Umstand, der im Gegenzug das Zufällige bestimmbar macht. Zufällig ist vor diesem Hintergrund ein Ereignis nämlich gerade dann, wenn es zwar ebenfalls in diesem Bereich offener Möglichkeiten eintritt, sein Eintreten aber im Unterschied zum entscheidungsgenerierten und damit begründbaren – oder zumindest zuschreibbaren – Handeln, als grundlos erklärt wird – wobei es in der Regel erst im Vollzug von Handlungen als Unverfügbares erkennbar wird, indem es diese unerwartet mitbestimmt oder ereignishaft durchkreuzt. Darin drückt sich im übrigen die temporale Differenz der beiden Realisierungen von Kontingenz aus: Zufälligkeit erweist sich in diesem Kontext als Bestimmung *ex post*, weil sie das Eingetreten-Sein eines Ereignisses voraussetzt, während Disponibilität oder Manipulierbarkeit einen futurischen Koeffizienten hat, indem sie sich auf künftige Ereignisse bezieht. Jedenfalls ist der Handlungsbereich als Bereich wirklicher Alternativen zugleich Zufallsbereich und man könnte hier den scheinbar nebensächlichen Unterschied zwischen Veränderbarkeit und Veränderlichkeit fast zur kategorialen Differenz aufbauen, die ein Interferenzproblem markiert, das sich steigert, je komplexer und damit riskanter Handlungsvollzüge werden: Sie können stets von anderen Handlungen durchkreuzt werden.

Neben dem Interferenzproblem, das sich schließlich nicht jeder Handlung tatsächlich stellt, eröffnet sich allerdings – immer noch in systematischer Hinsicht – ein weiteres Problem, das wegen der temporalen Differenz von Zufall und

⁷ Vgl. Erhard Scheibe: »Die Zunahme des Kontingenten in der Wissenschaft«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 24/25 (1985), S. 1-13, bes. S. 5f. Vgl. auch Dorothea Frede: *Aristoteles und die ›Seeschlacht‹: das Problem der Contingentia Futura in De interpretatione* 9. Göttingen 1970, S. 53ff. Vgl. außerdem Walter Brugger/Walter Hoering: »Kontingenz«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Sp. 1027-1038.

⁸ Vgl. Rüdiger Bubner: *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie*. Frankfurt/Main 1984, S. 35ff. Vgl. auch Rüdiger Bubner: »Die aristotelische Lehre vom Zufall. Bemerkungen in der Perspektive einer Annäherung der Philosophie an die Rhetorik«, in: von Graevenitz/Marquard (Hg.), *Kontingenz* (wie Anm. 6), S. 3-21. Diese Aspekte des Kontingenzbegriffs werden auch von Odo Marquard unterschieden, allerdings analytisch unbefriedigend mit den Wendungen »Beliebigkeitszufälligkeit« und »Schicksalszufälligkeit« bezeichnet. Vgl. Odo Marquard: »Apologie des Zufälligen«, in: ders., *Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien*. Stuttgart 1986, S. 118-139, bes. S. 128f.

Handlung pragmatisch zum vorgängigen Problem wird: Wenn Handeln im Unterschied zum Verhalten die Entscheidung zwischen mehreren Möglichkeiten ist – und das heißt situativ stets: Entscheidung für eine Möglichkeit gegen alle anderen –, dann stellt sich die Frage nach dem Kriterium, das diese Entscheidung anleitet – und im Nachhinein nötigenfalls legitimiert. Dabei geht es nur in zweiter Linie um das Problem der Willkür; entscheidend gerade für die moderne Kontingenzsemantik ist vielmehr die Frage nach dem, was Handeln überhaupt orientiert. Nicht nur für die Antike, sondern bis weit in die frühe Neuzeit hinein, war dieses Kriterium nämlich die Erfahrung, genauer: die bisherige und in Form der Traditionsorientierung überlieferte Erfahrung, die mit einem Möglichkeitsbewußtsein korrespondierte, das den Machtbereich des Menschen klar von dem unterschied, was sich dessen Macht entzog und sie definitiv begrenzte. Darin steckte nicht nur die Beschränkung des menschlichen Handlungsbereichs, die die antike Kosmologie und noch die mittelalterliche Schöpfungsordnung auferlegte; unverfügbar war auch, was den Gegenwarts- und Nahbereich einer finiten Praxis im Sinne von Handlungen konkreter Gruppen und Subjekte transzendierte. Das hat Aristoteles im Kontext seiner praktischen Philosophie prägnant formuliert: »Gegenstand« einer Entscheidung ist das, »was in unserer Macht steht«. Denn »über das Ewige stellt niemand Überlegungen an, z.B. über die Welt oder die Inkommensurabilität der Diagonale und der Seite. Auch nicht über das, was im Bereich des Bewegten liegt, aber immer in derselben Weise vor sich geht, sei es aus Notwendigkeit, sei es von Natur oder wegen einer anderen Ursache, wie die Sonnenwenden und Sonnenaufgänge. Ebenso wenig über das, was bald so eintrifft, bald anders, wie Dürre und Regen, und das Zufällige, wie das Auffinden eines Schatzes. Aber auch nicht über die menschlichen Dinge insgesamt; so überlegt z.B. kein Lakedämonier, welches für die Skythen die beste Staatsverfassung wäre. Von all diesem wird nichts durch uns getan. Handlungen, die bei uns stehen, die überlegen wir, und die sind auch allein noch übrig.«⁹

Die antike Problematisierung der Kontingenz, die lange Zeit paradigmatisch bleiben sollte, ging von einer Voraussetzung aus, die aus neuzeitlicher Perspektive keineswegs selbstverständlich ist: Kontingent waren immer nur Ereignisse, nicht aber »Ereignishorizonte«, also die Wirklichkeit, in der diese Ereignisse als Handlungen vollzogen wurden oder aber als Zufälle eintraten.¹⁰ Entsprechend bezog sich Handeln ausschließlich auf empirische Gegenstände und intersubjektive Verhältnisse, die in einem finiten Möglichkeitshorizont standen –

⁹ Aristoteles: *Nikomachische Ethik*. Hamburg 1985, III.5. Dazu vgl. Albrecht Dihle: *Die Vorstellung vom Willen in der Antike*. Göttingen 1985, S. 66f.

¹⁰ Frede, *Aristoteles und die ›Seeschlacht‹* (wie Anm. 7), S. 53.

und es konnte sich unter dieser Voraussetzung vernünftigerweise auch nur auf diese beziehen. Der Handlungsbereich konnte zwar innerhalb dieses Möglichkeitshorizonts ausgedehnt und in vielerlei Hinsicht erweitert, aber er konnte nicht prinzipiell verändert werden, weil der Möglichkeitshorizont ontologisch gegeben war und deshalb kein Gegenstand menschlichen Handelns sein konnte. Aus diesem Grund war das Politische und Soziale als konkreter Handlungsbereich auch der Kernbereich der Kontingenz; seine universalistische Erweiterung oder gar die Veränderung der Gattungsmöglichkeiten, die das ›Projekt‹ der Moderne impliziert, wäre dem antiken Weltverhältnis geradezu aberwitzig erschienen, wenn sie überhaupt positiv hätte gedacht werden können. Daher blieb das antike Möglichkeitsbewußtsein, Christian Meier zufolge, trotz aller Zunahme technischen und sozialtechnischen Könnens, ein bloßes Verbesserungsbewußtsein, das nicht zu einem umfassenden Veränderungsbewußtsein führte, wie es der modernen Fortschrittsidee zugrunde liegt, die die prinzipielle Fiktionalisierung des Möglichkeitsbewußtseins temporalisiert und in eine ebenso offene wie finalisierbare Zukunft hinein öffnet.¹¹ Und Kontingenz beschränkte sich auf »Handlungskontingenz«, die zwar mit ereignishafter Zufälligkeit konfrontiert werden konnte, aber kein Orientierungsproblem aufwarf.¹²

Diese Beschränkung löst sich in der Neuzeit auf und unterscheidet das neuzeitliche Kontingenzbewußtsein prinzipiell vom antiken, wenn nicht von dem der Vorneuzeit überhaupt – auch wenn der neuzeitliche Kontingenzbegriff ohne den mittelalterlichen, der die Existenz der Welt nicht der Naturnotwendigkeit, sondern dem Willen Gottes unterwirft, nicht denkbar ist.¹³ Kontingenz, so könnte man sagen, sind jetzt nicht nur die Realien, an denen sich Handeln verwirklicht, sondern auch die Realität, in der diese Realien stehen, so daß die systematische Ambivalenz des Kontingenten als Handlungsbereich und Zufallsbereich, also die Ambivalenz zwischen Verfügbarem und Unverfügbarem, eine sehr andere Qualität bekommt. Kontingenz erfaßt nämlich mit der Entstehung einer Projekte entwerfenden Vernunft, die sich in der prinzipiellen Umstellung insbesondere technischer und ökonomischer Unternehmungen von Verbesserungen auf Erfindungen manifestiert, auch den Handlungsbereich, der jetzt seine trans-situative Verbindlichkeit verliert und dadurch seinerseits zum Gegenstand der

¹¹ Vgl. Christian Meier: »Ein antikes Äquivalent des Fortschrittsgedankens: Das ›Könnensbewußtsein‹ des 5. Jahrhunderts v. Chr.«, in: ders., *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen*, Frankfurt/Main 1980, S. 435-499. Reinhart Koselleck/Christian Meier: »Fortschritt«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2, Stuttgart 1979, S. 351-432.

¹² Vgl. Bubner, *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen* (wie Anm. 8), S. 35.

¹³ Vgl. Hans Blumenberg: »Kontingenz«, in: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, Bd. III, 3. Aufl., Tübingen 1959, Sp. 1793f. sowie Ernst Troeltsch: »Die Bedeutung des Begriffes der Kontingenz«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Tübingen 1913, S. 769-778.

Manipulation wird.¹⁴ Damit wird Kontingenz in der Neuzeit anders dimensioniert und generiert ein Möglichkeitsbewußtsein in den europäischen Gesellschaften, das nicht nur graduell, sondern prinzipiell über die traditionellen ontologischen und sozialen Beschränkungen hinausweist. Die zunehmende Freisetzung der individuellen und kollektiven Handlungsmöglichkeiten aus diesen Beschränkungen führte im Verlauf der frühen Neuzeit dazu, daß der Bereich, der der Macht des Menschen unterlag, tendenziell offen war und in den entstehenden modernen Gesellschaften spätestens um die Wende zum 19. Jahrhundert mit der zunehmenden Inkongruenz von »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« bis hin zu ihrer diametralen Entgegensetzung in der Französischen Revolution Handlungsmöglichkeiten eröffnete und realisierbar erscheinen ließ, die vordem unbekannt gewesen waren, wie Reinhart Koselleck gezeigt hat.¹⁵ Das ist die eine, die emphatische Seite des neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins. Aber die Situation wurde nicht nur als wünschenswerte Erweiterung des menschlichen Handlungsbereichs und als Gewinn neuer Möglichkeiten menschlicher Freiheit erfahren, sondern von Anfang an auch als akute Orientierungslosigkeit und bodenlose Unsicherheit, weil der Bereich, in dem die Dinge auch anders sein können – so oder so –, keine definitive Grenze mehr hatte. Das ist dann die andere, die problematische Seite neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins.

II.

Die neuzeitliche Entgrenzung des Kontingenzbereichs ist von Hans Blumenberg in grundlegender Weise als epochale Transformation des Wirklichkeitsverhältnisses problematisiert worden. Kontingenz, so Blumenberg, »bedeutet die Beurteilung der Wirklichkeit vom Standpunkt der Notwendigkeit und der Möglichkeit her«.¹⁶ Mit dieser Doppelung des Wirklichkeitsverhältnisses korrespondiert, daß der neuzeitliche Wirklichkeitsbegriff nicht wie der antike auf eine selbsteigene, authentische und gerade darin unbezweifelbare »*Realität der momentanen Evidenz*« verweist. Ebenso wenig verweist er allerdings auf die

¹⁴ Klassisch in diesem Sinne ist Daniel Defoe: *An Essay upon Projects*. London, New York, Paris und Melbourne 1887 (1697), S. 31f., der strikt zwischen »improvements« und »inventions« unterscheidet, letztere mit Unternehmungen verbindet, die »adventured on the risk of success« sind – und deshalb die staatliche Förderung des Versicherungswesens als Einrichtung zur Kompensation eventueller Schäden fordert.

¹⁵ Reinhart Koselleck: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/Main 1979, S. 349-375.

¹⁶ Hans Blumenberg: »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie«, in: ders., *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981 (1959), S. 7-54, hier S. 47.

transzendent »garantierte Realität« des Mittelalters, auch wenn die Idee – und mehr noch: die kontrafaktische Erwartung – einer transzendenten Garantieinstanz philosophisch im rationalistischen Konzept der totalitätserfassenden Vernunft und politisch wie ästhetisch im subjektivistischen Konzept der totalitätsstiftenden Souveränität als säkularisierte bis weit in die Moderne des 20. Jahrhunderts hinein wirksam bleibt. »Wirklichkeit« bezeichnet jetzt vielmehr die immanent generierte und immanent verbleibende »Realisierung eines in sich einstimmigen Kontextes«, die dem konstruktiven Vermögen autonomer Subjektivität entspringt. Wirklichkeit, so könnte man bündig sagen, ist seither stets gemachte und in ihrer temporalen Qualität des Realisiertseins stets historische Wirklichkeit. Aber nicht erst damit fangen die Probleme an. Charakteristisch für dieses Wirklichkeitsverständnis ist nämlich, daß Wirklichkeit hier – anders als im antiken und im mittelalterlichen – im Singular nicht zu haben ist. Schließlich kann es in sich einstimmige Kontextualität sinnvollerweise nur in Abgrenzung, wenn nicht im Kontrast zu anderen Kontexten geben; gleichzeitig setzt jede kontextuelle Wirklichkeit gerade durch ihre Kontextualität der Verfügbarkeit von anderen Kontexten her schlechterdings unüberschreitbare Grenzen. Die Neuzeit, so Blumenberg, ist deshalb »nicht mehr die Epoche eines homogenen Wirklichkeitsbegriffes«, und selbst »die Herrschaft eines bestimmten ausgeprägten Realitätsbewußtseins«, also einer gesellschaftlich dominierenden Wirklichkeitsauffassung, vollzieht sich seither stets »in der Auseinandersetzung mit einer anderen schon formierten oder sich formierenden Möglichkeit, von Wirklichkeit betroffen zu werden«. Das signalisiert allerdings am Ende noch ein weiteres Wirklichkeitsverständnis, das jede kontextuelle Realisierung begleitet wie ein Schatten und Kontingenz gerade unter der Voraussetzung autonom handelnder Subjekte zum fundamentalen Problem macht, nämlich Wirklichkeit als widerständige, beunruhigende und nicht selten bedrohliche »Realität als das dem Subjekt nicht Gefügige«, das als »bloßes Material der Manipulation« und Konstruktion »in der Technisierung nur scheinbar und zeitweise in Dienst genommen worden ist« und von dem »nachträglich nur noch behauptet, aber nicht mehr vorgestellt werden kann, daß es aus einem freien und konstruktiven Prozeß des Erdachtwerdens einmal hervorgegangen sein könnte«. ¹⁷

Die Neuzeit, generalisierte Blumenberg dieses prinzipiell schrankenlose Kontingenzbewußtsein zum Epochencharakteristikum, hat eine »Kontingenzkultur«, weil sie »von dem Grundgedanken« geprägt ist, »daß nicht sein muß, was

¹⁷ Hans Blumenberg: »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: Hans Robert Jauß (Hg.), *Nachahmung und Illusion* (Poetik und Hermeneutik 1), München 1964, S. 9-27, hier S. 10ff.

ist«. ¹⁸ Dieser Weltbezug reflektiert die neuzeitliche Transformation des Wirklichkeitsbegriffs allerdings nicht nur, sondern ist zugleich infolge des »Ordnungsschwunds« im ausgehenden Mittelalter »mit einem neuen Begriff der menschlichen Freiheit verbunden«, indem er jene »generelle Konzeption des menschlichen Handelns« hervorbringt, die »in den Gegebenheiten nichts mehr von der Verbindlichkeit des antiken und mittelalterlichen Kosmos wahrnimmt und sie deshalb prinzipiell für verfügbar hält«. ¹⁹ Wenn aber »die Sphäre der natürlichen Fakten keine höhere Rechtfertigung und Sanktion mehr ausstrahlt«, weil keine homogene Wirklichkeit mehr vorausgesetzt wird, gleichzeitig jedoch geradezu axiomatisch am Konzept der einen homogenen oder wenigstens doch kohärenten Wirklichkeit – sei es nach dem Vorbild antiker Kosmologie oder mittelalterlicher Theologie – festgehalten wird, »dann wird die Faktizität der Welt zum bohrenden Antrieb, nicht nur das Wirkliche vom Möglichen her zu beurteilen und zu kritisieren, sondern auch durch Realisierung des Möglichen, durch Ausschöpfung des Spielraums der Erfindung und Konstruktion das nur Faktische aufzufüllen zu einer in sich konsistenten, aus Notwendigkeit zu rechtfertigenden Kulturwelt«. Das »Bewußtsein von der Kontingenz der Wirklichkeit«, so Blumenberg, wird damit nicht nur zum »Stimulans der Bewußtwerdung der demiurgischen Potenz des Menschen«, sondern fundiert und legitimiert eine »technische Einstellung gegenüber dem Vorgegebenen«, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der fortschreitenden Etablierung artifizieller Wirklichkeiten realisiert und schließlich im 20. Jahrhundert bis dahin ungekannte historische Entfaltungsmöglichkeiten findet. ²⁰ Ihre allgemeine strategische Disposition ist – nur scheinbar paradox – Kontingenzbegrenzung durch gezielte Kontingenznutzung. Es ist jene Disposition der konstruktivistischen Nutzung des freigesetzten, wenn nicht selbstmächtig gesetzten Potentialis, die seit dem späten 18. Jahrhundert und bis weit ins 20. hinein nicht nur die Idee der Gestaltbarkeit, sondern auch die Idee der Gestaltungsbedürftigkeit der Wirklichkeit – und insbesondere der politisch-sozialen Wirklichkeit – auf den historischen Plan gerufen hat. ²¹ Daß diese – pleonastisch gesagt – selbstgeschaffene Kulturwelt im Verlauf ihrer Durchsetzung irreversible und eben deshalb unverfügbare Objektivität gewinnt, ist allerdings die Kehrseite des Prozesses, in der sich die Tendenz zur Totalisierung artifizieller Wirklichkeiten manifestiert, die im gesellschaftskritischen Diskurs der Moderne lange Zeit als

¹⁸ Hans Blumenberg: *Die Sorge geht über den Fluß*. Frankfurt/Main 1987, S. 57.

¹⁹ Hans Blumenberg: *Säkularisierung und Selbstbehauptung*. Frankfurt/Main 1974, S. 158.

²⁰ Blumenberg, »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie« (wie Anm. 16), S. 47.

²¹ Zu Letzterem vgl. Adalbert Evers/Helga Nowotny: *Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft*. Frankfurt/Main, bes. S. 296ff.

»Verdinglichung« auf den Begriff gebracht worden ist.²² Schließlich beschränkt sich die neuzeitliche Technisierung gerade in ihrer »Gegennatürlichkeit« nicht auf den engeren Bereich der mechanischen und maschinellen Artefakte, sondern grundiert als konstruktivistisches Weltverhältnis auch die ästhetische und politische Konstitution der Moderne.²³

III.

Blumenbergs Theorie des neuzeitlichen Kontingenzbewußtseins bildet geradezu ein Koordinatensystem, in das die modernen Wirklichkeitskonstruktionen eingetragen werden können. Aus sehr verschiedenen und doch konvergierenden Fragestellungen heraus haben Bernhard Waldenfels und Zygmunt Bauman diese Wirklichkeitskonstruktionen als Antworten auf das fundamentale Ordnungsproblem der Moderne analysiert. Den prinzipiell verschiedenen Handlungsreichen der Vorneuzeit und der Neuzeit, so Waldenfels, entsprechen zwei strukturell verschiedene Ordnungsvorstellungen, die er als »klassische« und als »moderne« Ordnungsformen bezeichnet hat. »Im *klassischen* Falle« habe man es mit einer »*allumfassenden*« Ordnung zu tun, die »*vorgegeben* und fest in den Dingen selbst verankert ist, sei es in der kosmischen Ordnung der Griechen, sei es in der Schöpfungsordnung des christlichen Mittelalters«. Innerhalb eines »derart wohlgeformten Ganzen gibt es feste Grenzen, die das *Wesentliche* trennen von dem, was *unwesentlich* ist, und es schließlich abscheiden von dem, was man als *widerwesentlich* oder mit einem geläufigeren Ausdruck als widernatürlich bezeichnen kann«. Der »Kern der Wirklichkeit« ist also »umgeben von einer Grauzone des Beiläufigen, Zufälligen, Kontingenten oder Indifferenten, und sie kontrastiert mit einer Dunkelzone des Chaotischen, des Ordnungslosen«.²⁴ »Das höchste Vorbild für menschliches Leben und Handeln«, so Waldenfels, finde sich entsprechend »in den Umläufen der Gestirne; ein anderes Vorbild liefert das Wachsen und Reifen des Organismus.« Deshalb gibt es in einer solchen »Gesamtordnung« auch »keinen Platz für radikale Neuerungen und Erfindungen. Die alles durchherrschende Vernunft läßt keine neuartigen Dinge zu« und »Neuerungen, die nicht bloß Altes wiederherstellen« oder Erprobtes verbessern, werden automatisch »als Zeichen der Unordnung« ver-

²² Zur Verdinglichung vgl. Georg Lukács: »Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats«, in: ders., *Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik*, Darmstadt/Neuwied 1970 (1923), S. 170-355.

²³ Zur »Gegennatürlichkeit« vgl. Arnold Gehlen: *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*. 2. Aufl. Frankfurt/Main, Bonn 1965, S. 177.

²⁴ Bernhard Waldenfels: »Das Geregelt und das Ungebärdige«, in: ders., *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt/Main 1985, S. 79-93, hier S. 80.

dächtigt. Wenn sie aber als Neuerungen anerkannt werden, die nicht aus Tradition abgeleitet sind, schließen sie zwar eine Krisenperiode ab, bestätigen aber eben dadurch im Gegenzug auch das binäre Schema von Ordnung und Unordnung, und schreiben so nolens volens das Weltverständnis und die Rationalität dieses Schemas fest.²⁵

»Eine neue Form der Ordnung, die wir als *modern* bezeichnen können«, erklärt Waldenfels, »bricht sich Bahn, wenn der Verdacht aufkommt, die so unverbrüchlich und allumfassend scheinende Ordnung sei nur eine unter möglichen anderen.«²⁶ Ordnung in diesem neuen Verständnis, »ist nicht ein für allemal gegeben, sondern unter bestimmten Bedingungen entstanden« und bleibe gerade deshalb stets »wandelbar«. Das bedeute zwar nicht, daß damit »jede einzelne Ordnung beliebig ist« – schließlich sei nicht alles, was nicht notwendig sei, damit schon beliebig. Aber »um die innere Notwendigkeit einer Ordnung zu bestreiten, genügt es anzunehmen, daß sie kontingent oder konventionell ist, das heißt, daß sie anders sein *kann*, als sie ist« und auf jeden Fall nicht das ist, was Max Weber als »ethisch *sinnvoll* orientierten Kosmos« bezeichnet hat.²⁷

»Dieser Ordnungswandel bedeutet einerseits eine *Freisetzung* von Kräften, und er kann selbst auch als Ausdruck solcher Kräfte begriffen werden.« Aber die »Freisetzung expandierender und diffundierender Kräfte bedeutet nicht nur eine Mobilisierung und Pluralisierung von Ordnung, sondern auch deren *Bedrohung*.« Und wo sich »Andersheit« auf diese Weise »nicht mehr auf empirische Varianten beschränkt, sondern das Ordnungsgefüge selbst antastet und vervielfältigt«, also nicht nur empirische Ordnungen disponibel werden, sondern Ordnungsstrukturen, dort ändert sich der Bereich der Kontingenz dramatisch und provoziert jene Versuche der Kontingenzaufhebung durch umfassende Ordnungsstiftung, die eine spezifische Tendenz der Moderne bilden: »Es scheint in der Tat, daß vieles, was sich Modernität nennt, in dem vergeblichen Versuch besteht, den Ordnungsschwund wettzumachen, ohne an der hergebrachten Ordnungskonzeption zu rütteln.« Konsequenterweise geht es darum, den Potentialis durch »Selbstbehauptung und Weltbemächtigung« in »Ersatzformen« klassischer Ordnung zu »integrieren« oder ihn wenigstens doch zu »neutralisieren«. Die anspruchsvollste Ersatzform sei dabei die »*Totalisierung*«: »Man hält weiterhin an einer Gesamtordnung fest, nur daß man sie dem Werden überantwortet.« Das hat Georg Lukács auf die wohl treffendste Formel gebracht: Die Neu-

²⁵ Waldenfels, »Das Geregelte und das Ungebärdige« (wie Anm. 24), S. 80f.

²⁶ Bernhard Waldenfels: »Ordnung im Potentialis«, in: ders., *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt/Main 1990, S. 15-27, hier S. 18.

²⁷ Waldenfels, »Das Geregelte und das Ungebärdige« (wie Anm. 24), S. 82. Max Weber: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. I, Tübingen 1920, S. 237-573, hier S. 564.

zeit sei ein »Zeitalter, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat.«²⁸ »Bescheidener Ersatzformen«, so Waldenfels, seien die »*Universalisierung durch Formalisierung*« als Rückzug auf notwendige, nicht aber hinreichende Ordnungsbedingungen, der »*Traditionalismus*« im Kontext kultureller Pluralitäten und Präferenzen und schließlich als »Schwundstufe« der Gesamtordnung der »*Positivismus*«, der das, was sein könnte, verkürzt auf das, was der Fall ist und tatsächlich geschieht«. Gemeinsam sei diesen modernen Ersatzformen vormoderner Ordnung ihre Konstitution gegen die »Gefahr eines drohenden Chaos«, also »die *Auflösung* jeglicher Ordnung, jeglicher Verantwortung, jeglichen Maßstabes, kurz: Anarchie.«²⁹ Und »sofern nicht bloß eine Totalität bewahrt oder gesucht, sondern die Totalität zum Prinzip erhoben wird«, habe man es mit »*Totalitarismus*« zu tun, mit eben jener »pervertierten Form einer *gemachten Totalität*, wo Lebensgrenzen zu ideellen Grenzen emporgesteigert und Feinde geschaffen werden.«³⁰

Ordnung und Chaos, so läßt sich mit Bauman hier anschließen, seien gleichursprünglich und begründen jene »Klassifizierungsfunktion«, die philosophisch wie politisch »mit Handlungen des Einschließens und des Ausschließens« zwischen »einer fest gegründeten, ordentlichen Welt« und »einer kontingenten Welt des Zufalls« unterscheidet. Gleichsam als ihr »Nebenprodukt« bringe Klassifikation allerdings jene »Ambivalenz« hervor, die die konkrete Form des Chaos sei und deren Reduktion das eigentliche Telos der Moderne bilde, wodurch »aus der modernen Zeit eine Ära des besonders bitteren und unnachgiebigen Krieges gegen Ambivalenz« wurde. »Im Politischen bedeutet die Beseitigung der Ambivalenz, Fremde auszugrenzen und zu verbannen«, im »intellektuellen Bereich bedeutet das Beseitigen von Ambivalenz vor allem, allen philosophisch unkontrollierten oder unkontrollierbaren Gründen des Wissens die Legitimation abzusprechen.«³¹ Als »gesellschaftliche Konstruktion der Ambivalenz« realisiert sich das Unternehmen philosophischer Klassifikation nämlich in der sozial konstitutiven Unterscheidung von ›Wir‹ und ›Nicht-Wir‹, zugespitzt in der Frontstellung von Freund und Feind. Diese Unterscheidung wird allerdings genau in dem Moment problematisch, wenn der Fremde auf den Plan

²⁸ Waldenfels, »Ordnung im Potentialis« (wie Anm. 26), S. 19f. Georg Lukács: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*. Darmstadt/Neuwied 1971 (1920), S. 47.

²⁹ Waldenfels, »Ordnung im Potentialis« (wie Anm. 26), S. 20ff. Vgl. auch Bernhard Waldenfels: *Ordnung im Zwielficht*. Frankfurt/Main 1987, S. 94ff.

³⁰ Waldenfels, *Ordnung im Zwielficht* (wie Anm. 29), S. 97.

³¹ Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg 1992 (orig.: *Modernity and Ambivalence*. London, Polity Press 1991), S. 14f. bzw. S. 16.

tritt und als Verkörperung der Ambivalenz von Zugehörigkeit und Andersheit, die Sozialität konstituierende Grenzziehung zwischen ›Wir‹ und ›Nicht-Wir‹ in Frage stellt. »Gegen diesen behaglichen Antagonismus, dieses von Konflikten zerrissene Zusammenspiel von Freunden und Feinden«, bringt der Fremde eine Bedrohung mit sich, die erschreckender sei als die, »die man vom Feinde fürchten muß. Der Fremde bedroht die Vergesellschaftung selbst – die Möglichkeit der Vergesellschaftung.«³² Aus dieser unhaltbaren und am Ende tödlichen Position des Fremden führt freilich auch nicht der Versuch der Assimilation oder wenigstens der Akkulturation heraus, weil Fremdheit unter modernen Bedingungen gesteigerter Homogenitätsintentionen und Ordnungserwartungen ständig neu hervorgebracht und gleichsam zur »condition humaine« wird.³³ Daraus erklärt sich, so Bauman, die beispiellose Gewalttätigkeit moderner Ordnungsversuche, die sozialtechnisch operationalisiert wurden und am Ende in den Genozid als letztem Stadium homogenisierender Ordnungsstiftung führten: der moderne Genozid sei »kein unkontrollierter Gefühlsausbruch und kaum jemals ein absichtsloser, völlig irrationaler Akt«, sondern, »ganz im Gegenteil, eine Übung in Sozialtechnologie« und durch diese hindurch eine Übung in der immanenten »Schaffung jener ambivalenzfreien Homogenität, die die schmutzige und undurchsichtige soziale Realität selbst nicht hervorgebracht hat.«³⁴ Als absolute Outrierung der Versuche, eine homogene Ordnung der Wirklichkeit hervorzubringen, die nicht nur alle Naturwelt, sondern auch alle Sozialwelt überbieten sollte, so Baumans Fazit, führte die moderne Ordnungserwartung als totalitäre Ordnungsstiftung dort, wo sie die konkrete Homogenisierung der sozialen Wirklichkeit zum Ziel hatte, am Ende konsequenterweise in den Massenmord.

IV.

Diesseits totalitäts- oder homogenitätsorientierter Tendenzen absoluter Kontingenzaufhebung, die zwar faktisch konstruktivistische Realisierungen fiktional erschlossener Möglichkeiten sind, ideologisch aber im Auslaufhorizont transzendent konstituierter und garantierter Realität stehen, wie man mit Blumenberg sagen kann, ist das neuzeitliche Ordnungsproblem als funktionalistische Begrenzung von Kontingenz durch ihre konstruktivistische Nutzung operationalisiert worden. Unbeschadet allen »Sinnlosigkeitsverdachts«, der die kultur-

³² Bauman, *Moderne und Ambivalenz* (wie Anm. 31), S. 73 bzw. S. 75.

³³ Bauman, *Moderne und Ambivalenz* (wie Anm. 31), S. 123.

³⁴ Bauman, *Moderne und Ambivalenz* (wie Anm. 31), S. 55.

kritische Metaphysik der Kontingenz bis weit ins 20. Jahrhundert hinein im Horizont der neuzeitlichen Melancholie instrumentiert hat, wurde der Ordnungsschwund des ausgehenden Mittelalters damit gleichsam pragmatisch als Unsicherheit gefaßt.³⁵ Und »Sicherheit« avancierte im Gegenzug zu einem Grundbegriff der frühneuzeitlichen und weithin noch der modernen politisch-sozialen Diskurse und Praktiken.³⁶ Spätestens mit dem Zerfall transzendent garantierter Ordnung im Gefolge der religiösen Bürgerkriege stellte sich nämlich die vitale Frage der immanenten Selbstkonstitution als Möglichkeit, aber auch als Notwendigkeit der Selbsterhaltung prinzipiell freier und deshalb im doppelten Sinne des Wortes kontingent handelnder Individuen. Aus dieser Situation heraus wurde Unsicherheit jetzt als Gefährdung des Menschen durch den Menschen bestimmt. Aber angesichts der Entgrenzung menschlicher Handlungsmöglichkeiten wurde Sicherheit nicht nur als Bedingung bloßer Selbsterhaltung im Sinne der Abwesenheit akuter Gefährdungen gefaßt; sie wurde vielmehr weit darüber hinaus als Voraussetzung menschlicher Selbstentfaltung eingefordert, die ihrerseits nicht nach Maßgabe des situativ Möglichen, sondern nach Maßgabe anthropologisch erschlossener und folglich theoretischer Möglichkeiten bestimmt wurde.³⁷ Dieser Doppelaspekt von Selbsterhaltung und Selbstentfaltung war es, der dann im 17. und 18. Jahrhundert auf den doppelten Zielbegriff der »Sicherheit und Wohlfahrt« gebracht worden ist, der diese zu Leitkriterien einer rationalen Vergesellschaftung machte. Die Ambivalenz des Kontingenten, also seine Eigenschaft, sowohl Zufalls- und Unsicherheitsbereich als auch Handlungs- und Freiheitsbereich zu sein, wurde auf diese Weise in einer spezifischen strategischen Konstellation operationalisiert, die einerseits die Sicherheit stiftende Begrenzung von Kontingenz durch ihre gezielte repressive Stillstellung und andererseits die Freiheit realisierende Nutzung von Kontingenz durch ihre gezielte produktive Steigerung, zu einer realitätsgenerierenden Modalstruktur verschränkte.

Kaum irgendwo hat sich diese strategische Konstellation von Selbsterhaltung und Selbstentfaltung so wirkungsmächtig realisiert, wie in der epochalen Tendenz der Disziplinierung, deren vielfältige Praktiken eine zentrale Technologie

³⁵ Blumenberg, *Die Sorge geht über den Fluß* (wie Anm. 18), S. 57ff. Zur Persistenz des melancholischen Weltverhältnisses im 20. Jahrhundert vgl. mit Akzentuierung des Problems historischer Kontingenz Ludger Heidbrink: *Melancholie und Moderne. Zur Kritik der historischen Verzweiflung*. München 1994, bes. S. 281ff.

³⁶ Vgl. Werner Conze: »Sicherheit, Schutz«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 831-862, hier S. 831. Vgl. auch Michael Makropoulos: »Sicherheit«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 9, Basel 1995, Sp. 745-750.

³⁷ Das ist die prinzipielle politische Problemstellung bei Hobbes. Vgl. Thomas Hobbes: *Vom Bürger*. Hamburg 1977 (orig.: *De Cive*. 1642), S. 132f, 124 u. 205f. Zur Selbsterhaltung als neuzeitlicher Fundamentalkategorie vgl. Blumenberg, *Säkularisierung und Selbstbehauptung* (wie Anm. 19), S. 164ff. bzw. mit explizitem Bezug auf Hobbes Dieter Henrich: »Die Grundstruktur der modernen Philosophie«, in: ders., *Selbstverhältnisse*, Stuttgart 1982, S. 83-108.

des Sozialen bilden, die seit dem 18. Jahrhundert wirksam wurde. Was mit der frühmodernen »Sozialdisziplinierung« als staatlich induzierter primärer Vergesellschaftung anhebt, begründet die lange Geschichte produktivistischer Sozialisation, die für die ökonomische, politische und nicht zuletzt die kulturelle Entwicklung der europäischen Gesellschaften entscheidend werden sollte.³⁸ Zunächst als philosophisch angeleitete moralische Konditionierung, später dann als humanwissenschaftlich angeleitete psychophysische und körperliche Konstruktion eines ebenso zuverlässigen wie produktiven Menschen, war Disziplinierung nicht nur repressive Sozialisation, sondern ebenso sehr produktivistische Subjektivierung – auch wenn die repressive Seite lange Zeit im Vordergrund gestanden haben mag.³⁹ Disziplinierung war das entscheidende Instrument eines anthropologischen Konstruktivismus, der ein technisches Selbstverhältnis etablierte, das mit dem konstruktivistischen Weltverhältnis der neuzeitlichen Technisierung zur Deckung kam und der seinen programmatischen Ausdruck in der aufklärerischen Leitidee der Perfektibilität des Menschen fand, die nicht als bloße Fähigkeit zu seiner funktionalen Sozialisation verstanden wurde, sondern vor allem als Fähigkeit zu seiner fortschreitenden, »evolutiven« individuellen Vervollkommnung, wie Michel Foucault gezeigt hat.⁴⁰ Hinter dieser »Technologie der Individuen« stand die Herausbildung jener allgemeinen Dispositive moderner Vergesellschaftung, die nicht nur auf die Sicherung, sondern auf die Steigerung und Optimierung der individuellen und kollektiven Möglichkeiten der menschlichen Gattung zielten, indem sie »aus unübersichtlichen, unnützen und gefährlichen Mengen geordnete Vielheiten machen«.⁴¹ Sie bilden die realitätsgenerierende Modalstruktur einer Wirklichkeit, in der die humanwissenschaftliche Konzeption des Menschen als Möglichkeitswesen mit der technischen Konzeption der Wirklichkeit als offenem Möglichkeitshorizont konstruktivistischer Selbstkonstitution korrespondiert. Und was man als disziplinäre Vergesellschaftung bezeichnen könnte, reicht von der Sozialdisziplinierung im 17. Jahrhundert bis in die technokratischen Rationalisierungstendenzen nach dem Modell tayloristischer Fabrikdisziplin und fordistischer Gesellschaftsorga-

³⁸ Vgl. Gerhard Oestreich: »Strukturprobleme des europäischen Absolutismus«, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*, Berlin 1969, S. 179-197.

³⁹ Zur moralischen Konditionierung vgl. Oestreich: »Strukturprobleme des europäischen Absolutismus« (wie Anm. 38); zur psychophysischen vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. Aufl. Tübingen 1972, S. 681ff, sowie Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Bd. 2. Frankfurt/Main 1976, bes. S. 312-341; zur körperlichen vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/Main 1976 (orig.: *Surveiller et punir. Naissance de la prison*. Paris, Éditions Gallimard 1975), bes. S. 171-292.

⁴⁰ Foucault, *Überwachen und Strafen* (wie Anm. 39), S. 207.

⁴¹ Foucault, *Überwachen und Strafen* (wie Anm. 39), S. 288 bzw. S. 190.

nisation im 20. Jahrhundert.⁴² Sie hat zwar nicht die philosophische, wohl aber jene politisch-soziale Geschichte moderner Subjektivität fundiert, in der die Selbst- und Weltoptimierung zur transzendentalen Rahmung autonomen menschlichen Handelns wurde, das nicht nur im Gefolge der Perfektibilitätsidee die individuellen, sondern im Gefolge nationalstaatlicher Konstruktionen auch die kollektiven Selbstverwirklichungspolitiken bestimmt hat.

Mit der weitgehenden historischen Realisierung des produktivistischen Dispositivs in der industriegesellschaftlichen Moderne korrespondiert allerdings zunehmend eine andere, nämlich die spezifisch »soziologische« Neubestimmung des Kontingenzproblems. Im Gefolge der »sozialen Frage« und der sozialstaatlichen Interventions-, Regulierungs- und Präventionspolitiken, die seit dem späten 19. Jahrhundert auf sie antworten, wird das Problem von der Kontingenz handelnder Akteure auf die Kontingenz gesellschaftlicher Prozesse verlagert. Kennzeichnend für diese Verlagerung ist die Transformation der Leitdifferenz, in der Kontingenz im Zuge »nachdisziplinärer« Vergesellschaftung problematisiert wird: nicht mehr Gefährlichkeit und Sicherheit, sondern Risikohaftigkeit und Versicherung bilden die realitätsgenerierende Modalstruktur avancierter moderner Gesellschaften, wie François Ewald im Nachgang zu Foucaults Analyse disziplinärer Vergesellschaftung erklärt hat.⁴³ Diese Transformation ist nicht nur eine semantische; in ihr reflektiert sich vielmehr eine neue Objektivität, in der sich das Kontingenzproblem über die Handlungskontingenz individueller oder kollektiver Akteure auf die Kontingenz sozialer Prozesse ausweitet – wofür der »Pauperismus« als struktureller Effekt kapitalistischer Industrialisierung vielleicht das prominenteste historische Beispiel ist. Zwar verschwinden die Akteure nicht; aber Risiken entstehen – im Unterschied zu Gefahren – nicht aus einzelnen Handlungen individueller oder kollektiver Akteure, sondern aus nicht vollständig kalkulierbaren Konstellationen mehrerer nicht interaktiv aufeinander bezogener Aktivitäten innerhalb des produktivistischen Dispositivs. Das Problem, das soziale Kontingenz stellt, besteht demnach darin, daß sie nicht an Realien festzumachen ist – zu denen eben auch handelnde Akteure gehören –, sondern erst in Realitätskonstruktionen bestimmbar wird. Ihr Krite-

⁴² Zur rationalen Gesellschaftsorganisation vgl. Charles Maier: »Zwischen Taylorismus und Technokratie. Gesellschaftspolitik im Zeichen industrieller Rationalität in den zwanziger Jahren in Europa«, in: Michael Stürmer (Hg.), *Die Weimarer Republik*, Königstein 1980, S. 188-213 (orig.: »Between Taylorism and Technocracy: European ideologies and the vision of industrial productivity in the 1920s«, in: *Journal of Contemporary History* 5 (1970), p. 27-61), sowie Detlev J.K. Peukert: *Die Weimarer Republik 1918-1933. Krisenjahre der Klassischen Moderne*. Frankfurt/Main 1987, S. 87-190.

⁴³ Vgl. François Ewald: *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt/Main 1993 (orig.: *L'État providence*. Paris, Éditions Grasset & Fasquelle 1986), S. 19ff. Vgl. auch François Ewald: »La Société Assurancielle«, in: *Risques* 1 (1990), S. 5-23. Zur Typologie »nachdisziplinärer« Gesellschaften vgl. Robert Castel: *La Gestion des Risques. De l'anti-psychiatrie à l'après-analyse*. Paris 1981, S. 199ff..

rium sind statistisch objektivierbare, wenn nicht allererst konstruierte Risiken. Ihr Indikator ist nicht die intentionale Abweichung, sondern der Unfall, der eben nicht intentional zuschreibbar, sondern nur sozial ableitbar ist und der die Kehrseite der produktivistischen Integration des Potentialis ins Soziale bildet. Denn der Unfall bindet die verfügbare Möglichkeitsseite des Kontingenten gewissermaßen an dessen unverfügbare Zufallsseite im gesellschaftlichen Maßstab zurück. Und für eine Gesellschaft, für die die produktivistische Selbstentfaltung und damit der Versuch, den Potentialis strukturell zu integrieren, konstitutiv ist, geht es konsequenterweise darum, Kontingenz zum Gegenstand eines komplexen sozialen Managements zu machen, statt sie zu reduzieren oder aufzuheben. Es ist ein Kontingenzmanagement, dessen allgemeines Modell die Versicherung als »Technologie des Risikos« ist.⁴⁴ Das hat freilich nicht nur gesamtgesellschaftliche Konsequenzen. Subjektivitätsgeschichtlich manifestiert sich in dieser »Versicherungs-Gesellschaft«, wie Ewald den modernen Wohlfahrtsstaat bezeichnet, nämlich die Ersetzung heteronom-konditionierender Disziplinierung durch autonom-optimierendes Management im Sinne einer geradezu kybernetisch operierenden Selbststeuerung.⁴⁵ Sozialgeschichtlich aber manifestiert sich darin nicht nur die tendenzielle Entsubjektivierung sozialer Prozesse, sondern auch die Entsubjektivierung des Kontingenzproblems selbst.

»Der Begriff des Risikos«, so Ewald, »ist weniger mit den Begriffen der Gefahr und Bedrohung verknüpft als mit denen der Chance, des Zufalls, der Wahrscheinlichkeit, der Eventualität oder Zufälligkeit auf der einen, denen der Verlusts oder Schadens auf der anderen Seite.« Und die Versicherung ist die institutionalisierte »Praxis eines Rationalitätstyps«, der »durch den Wahrscheinlichkeitskalkül formalisiert wird« und einen genuin sozialen »Objektivitätstyp« konstituiert, in dem »es keine Wahrheit gebe außer in der Aktualität der sozialen Beziehung«, die per se risikohaft sei.⁴⁶ Dem entspricht, wie Robert Castel erklärt hat, der Übergang von den gefährlichen Individuen und Gruppen zu den statistisch ermittelten Risikofaktoren, die die präventive sozialpolitische Intervention seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu leiten beginnen – ein Wechsel des Objektbereichs sozialer Steuerung, der »mit der Auflösung des Begriffs des

⁴⁴ Ewald, *Der Vorsorgestaat* (wie Anm. 43), S. 209. Vgl. auch Michael Makropoulos: »Versicherung«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11, Basel 2002, Sp. 889-891.

⁴⁵ Vgl. Makropoulos, »Möglichkeitsbändigungen« (wie Anm. 4), S. 418f. Dazu vgl. Ulrich Bröckling: »Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement«, in: ders./Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart, Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/Main 2000, S. 131-167.

⁴⁶ Ewald, *Der Vorsorgestaat* (wie Anm. 43), S. 210f bzw. S. 271. Es geht hier also nicht um die großtechnologischen »Selbstbedrohungspotentiale«, die in moderner Gesellschaft »freigesetzt werden« und die angesichts der »heutigen Risiken und Gefährdungen« diese Gesellschaft zu einer »katastrophalen Gesellschaft« werden lassen, wie Ulrich Beck allzu pauschal erklärt hat. Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main 1986, S. 25 bzw. S. 29.

Subjekts oder des konkreten Individuums verbunden« ist. Zentral für die modernen Verfahren der Sozialpolitik sei nämlich im Unterschied zu älteren Praktiken der Fürsorge nicht der Bezug auf konkrete Akteure als Objekte der Intervention, sondern »die Konstruktion von Populationen, die auf einer Kombination abstrakter, generell risikoträchtiger Faktoren beruht«, so daß es hier keine »auf Unmittelbarkeit gründende Beziehung zu einem Subjekt« gebe, »weil es kein Subjekt mehr gibt«. Denn »die präventiven Politiken befassen sich nicht in erster Linie mit Individuen, sondern mit Faktoren, mit statistischen Korrelationen heterogener Elemente. Sie dekonstruieren das konkrete Subjekt der Intervention und konstruieren ein Kombinatorium aller risikoträchtigen Faktoren. Ihre Hauptabsicht besteht nicht darin, eine konkrete Gefahrensituation anzugehen, sondern alle denkbaren Formen des Gefahren Eintritts zu antizipieren. In der Tat eine ›Prävention‹, die dem Verdacht die wissenschaftliche Dignität einer Wahrscheinlichkeitsrechnung verleiht«. ⁴⁷

V.

In den regulativen Strategien des sozialen Managements, die Risiken zum Objekt probabilistischer Kalkulation machen, wird Kontingenz auf geradezu klassische Weise als Möglichkeitsüberschuß problematisiert. Allerdings ist dieser Möglichkeitsüberschuß nicht nur der selbstmächtigen Erweiterung des gesellschaftlichen Möglichkeitshorizonts zuzurechnen, sondern in zunehmendem Maße der internen Komplexität einer funktional differenzierten Gesellschaft. Deren einzelne Systeme sind zwar Resultate konstruktivistischer Realisierungen in sich einstimmiger Kontexte, aber sie stehen nicht segmentär als heterogenes »Mosaik kleiner Welten« nebeneinander, sondern sind gleichsam als »unendlich verwobene Fläche« funktional ineinander verschränkt. ⁴⁸ Komplexität generiert dem entsprechend ein spezifisches Möglichkeitsbewußtsein, einen »Möglichkeitssinn«, wie man mit Robert Musil sagen könnte, dessen fiktionaler »Mann ohne Eigenschaften« den Konjunktiv über das Handeln im strikten Sinne hinaus zum allgemeinen Modus der Existenz ausweitet. ⁴⁹ Allerdings setzt

⁴⁷ Robert Castel: »Von der Gefährlichkeit zum Risiko«, in: Manfred M. Wambach (Hg.), *Der Mensch als Risiko, Zur Logik von Prävention und Früherkennung*, Frankfurt/Main 1983, S. 51-74, hier S. 51 bzw. 61.

⁴⁸ Mosaik wie Textur sind klassisch-moderne Mataphern der Beschreibung urbaner Wirklichkeiten. Zum Mosaik vgl. Robert E. Park: »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment«, in: Robert E. Park/Ernest W. Burgess, *The City*, Chicago/London 1925 (1915), S. 1-46, hier S. 40. Zur Textur vgl. Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften. Gesammelte Werke*. Bd. 1. Reinbek 1978 (1930), S. 649f.

⁴⁹ Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (wie Anm. 48), S. 16.

das Komplexitätstheorem den Akzent nicht auf Konstruktivität, sondern auf Pluralität als Manifestation von Kontingenzenz. Kehrseite komplexer Wirklichkeit ist deshalb nicht ihr Notwendigkeitsdefizit und damit ihre stets bestreitbare Legitimität, sondern ihre konstitutive Unüberschaubarkeit, die jeden panoptischen Erkenntnis- und jeden daraus abgeleiteten Handlungstotalitätsanspruch prinzipiell scheitern läßt. »Man kann tun was man will«, sagte sich der Mann ohne Eigenschaften achselzuckend, »es kommt in diesem Gefilz von Kräften nicht im geringsten darauf an!«⁵⁰ Anders gesagt: »Mir wird zugemutet, die soziale und weithin sogar die dingliche Umwelt als kontingent zu begreifen. Alles könnte anders sein – und fast nichts kann ich ändern«, wie Luhmann das moderne Lebensgefühl beschrieben hat.⁵¹

»Durch den Begriff der *Komplexität*«, so Luhmann, »soll bezeichnet werden, daß es stets mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns gibt, als aktualisiert werden können. Der Begriff *Kontingenzenz* soll sagen, daß die im Horizont aktuellen Erlebens angezeigten Möglichkeiten weiteren Erlebens und Handelns nur Möglichkeiten sind, daher auch anders ausfallen können, als erwartet wurde.«⁵² Komplexität ist damit »nicht einfach nur die Menge der strukturell ermöglichten Relationen, sondern deren Selektivität« in einem Horizont der Unbestimmtheit, sodaß »in komplexeren Gesellschaften« ein »Weltbewußtsein« entsteht, »gegen das sich jede Bestimmung als kontingente Selektion profiliert. Unbestimmtheit hat dann ihre Realität nicht nur als längst vergangener Anfang des historischen Prozesses, sondern als Gegenwart, als Welthorizont, der jede Bestimmung nach innen und außen als kontingent erscheinen läßt.«⁵³ Und es ist »Komplexitätsreduktion« durch Systembildung, die Handlungsbereiche und Erfahrungsräume konstituiert, indem sie »die letztlich unbestimmte Komplexität« der Welt als »Totalität aller Innen- und Außenhorizonte«, also als »Universalhorizont allen menschlichen Erlebens«, in bestimmte Komplexität überführt.⁵⁴ Anders, nämlich handlungstheoretisch gesagt: »Unter der Bedingung komplexer und kontingenter anderer Möglichkeiten gewinnt das Erleben die Form risikoreicher Selektivität«, sodaß »Erleben und Handeln unaufhörliche Selektion ist«. Allerdings »darf« diese Selektion »die nichtgewählten Alternati-

⁵⁰ Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (wie Anm. 48), S. 13.

⁵¹ Niklas Luhmann: »Komplexität und Demokratie«. In: ders., *Politische Planung, Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*, Opladen 1971, S. 35-45, hier S. 44. Zur Parallele Musil-Luhmann vgl. Frithard Scholz: *Freiheit als Indifferenz. Alteuropäische Probleme mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Frankfurt/Main 1982, S. 235ff., sowie Ingrid Berger: *Musil mit Luhmann. Kontingenzenz – Roman – System*. München 2004, bes S. 17ff.

⁵² Niklas Luhmann: »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«, in: Jürgen Habermas/ders., *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt/Main 1971, S. 25-100, hier S. 32.

⁵³ Niklas Luhmann: »Komplexität«, in: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, Opladen 1972, S. 204-220, hier S. 209f.

⁵⁴ Luhmann: »Komplexität« (wie Anm. 51), S. 211 bzw. Niklas Luhmann: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. 2. erw. Aufl. Stuttgart 1973, S. 3.

ven nicht ausmerzen und zum Verschwinden bringen, sondern darf sie nur neutralisieren«, also temporär »ausklammern« und damit »als ›Woraus‹ immer neuer und immer anderer Wahlen – als Welt« bewahren.⁵⁵ Das geschieht durch ihre sinnförmige Konstitution, also ihre Konstitution »in einem Überschuß an impliziten Verweisungen auf anderes, der zu selektivem Vorgehen in allem anschließenden Erleben und Handeln zwingt«, gleichzeitig aber mit jeder Aktualisierung einer Möglichkeit die anderen Möglichkeiten potentialisiert und die Welt auf diese Weise als Horizont des nicht Aktualisierten zugänglich erhält.⁵⁶ Und es unterscheidet die moderne von der vormodernen Situation: Handeln ist hier nicht die Realisierung einer Möglichkeit, die alle anderen Möglichkeiten vernichtet, indem sie durch exkludierende Selektion Definitives schafft, sondern die Realisierung einer Möglichkeit bei weiterer Präsenz der anderen Möglichkeiten, die nicht gewählt wurden, aber als konkurrierende Möglichkeiten inkludiert bleiben.

Und doch: Es »geschieht, was geschieht«, lautete Luhmanns eingangs zitierte Situationsbeschreibung, und damit korrespondiert der »Eindruck«, »daß der Einzelne dem Gesellschaftssystem nahezu hilflos ausgeliefert ist; ja vielleicht sogar: daß die Gesellschaft sich selbst hilflos ausgeliefert ist und sich unaufhaltsam nach eigener Logik zugrunderichten wird – wenn nicht ›kapitalistisch‹, dann jedenfalls ›ökologisch‹«. ⁵⁷ Dieser dramatische Kontrapunkt zu den Konzepten und Praktiken des produktivistischen Kontingenzmanagements, das in der politischen Form des Wohlfahrtsstaates nicht nur eine Optimierungs-, sondern auch eine »Versicherungs-Gesellschaft« auf den historischen Plan gerufen hat, ist mehr und anderes als eine weitere Formulierung der Erfahrung, daß moderne Wirklichkeiten sowohl autonome Realisierungen in sich einstimmiger Kontexte sind als auch insgesamt eine subjektiv unverfügbare Realität bilden. Denn Kontingenz erweist sich unbeschadet aller Versuche, ihre Ambivalenz zwischen Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit zu operationalisieren, gesellschaftstheoretisch durchaus als ›factum brutum‹, das aller Sozialität modalontologisch nicht nur als »Unbestimmtheit«, sondern als »Unbestimmbarkeit« vorausliegt, die sich in der »doppelten Kontingenz« jeder Kommunikation und

⁵⁵ Luhmann: »Sinn als Grundbegriff der Soziologie« (wie Anm. 52), S. 33. In diesem Sinne könnte man sagen, daß Unbestimmtheit »kultiviert« wird. So Karl Otto Hondrich: »Begrenzte Unbestimmtheit als soziales Organisationsprinzip«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 24/25 (1985), S. 59-78, hier S. 61. Im Kontext der Analyse einer philosophischen ›Postmoderne‹ vgl. Gerhard Gamm: *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*. Frankfurt/Main 1994, bes. S. 25ff, S. 212ff u. S. 235ff.

⁵⁶ Niklas Luhmann: »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, In: ders. *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, Frankfurt 1980, S. 9-71, hier S. 35 bzw. S. 17f.

⁵⁷ Luhmann, »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft« (wie Anm. 3), S. 93 bzw. S. 95.

jeder Interaktion manifestiert.⁵⁸ Doppelte Kontingenz bedeutet schließlich nicht nur die Kontingenz zweier aufeinander bezogener unendlich offener »Möglichkeiten der Sinnbestimmung« des Handelns, die »in ihrem Grunde dem fremden Zugriff« entzogen sind, sondern darüber hinaus die spezifisch soziale Qualität von Kontingenz, die Gesellschaft durch den doppelten Perspektivenhorizont einander wechselseitig konstituierender und gleichzeitig unvollständig bestimmbarer psychischer oder sozialer Systeme allererst generiert.⁵⁹ Spätestens an dieser Stelle ist mit dem Übergang von Unbestimmtheit zu Unbestimmbarkeit allerdings die – wie auch immer modifizierte – handlungstheoretische Kontingenzsemantik in eine sozialontologische transformiert, die »Unbestimmbarkeit« neben Notwendigkeit und Unmöglichkeit als dritte, spezifisch soziologische Modalkategorie gegen die »alteuropäische Ontologie« begründet.⁶⁰ Unbestimmbarkeit manifestiert sich nämlich darin, »daß beide Partner doppelte Kontingenz erfahren«, also nicht nur im gegenseitigen Verhältnis, sondern auch im Selbstverhältnis, sodaß »die Unbestimmbarkeit einer solchen Situation für beide Partner jeder Aktivität, die dann stattfindet, strukturbildende Bedeutung gibt. Das ist mit dem Grundbegriff der Handlung nicht zu fassen.«⁶¹ An seine Stelle tritt der Begriff der Kommunikation – nicht als interaktionsgestützte Intersubjektivität, sondern als »strukturelle Kopplung«, also als formelle Kombinatorik heterogener Elemente in einer abstrakten Struktur der Vergleichbarkeit. Allerdings ist gerade Kommunikation als Element sozialer Systeme hochgradig kontingent, weil sie als Einheit von Information, Mitteilung und Verstehen ein prinzipiell unwahrscheinliches Ereignis ist und deshalb durch »symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien« gesteuert werden muß, die die Selektivität der Kommunikation durch »funktional privilegierte Kommunikationsweisen« in »koordinierte Selektivität« transformieren.⁶² Die Kontingenz der Kommunikation wird dadurch freilich nicht reduziert, sondern normalisiert, und funktionale Anschlußfähigkeit ist das Kriterium dieser kommunikativen Normalisierung, die auch das Heterogene nicht als Inkommensurables exkludiert, sondern als potentiell Anschlußfähiges inkludiert.

⁵⁸ Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main 1984, S. 151. Das Theorem der »doppelten Kontingenz« hat Luhmann bei Talcott Parsons entlehnt, der es freilich interaktionistisch bestimmt und handlungstheoretisch begründet, also nicht gesellschaftstheoretisch ausgeweitet hat. Vgl. Talcott Parsons u.a.: »Some Fundamental Categories of the Theory of Action: A General Statement«, in: ders./Edward Shils (Hg.), *Toward a General Theory of Action*, Cambridge/Massachusetts 1951, S. 3-29, hier S. 16.

⁵⁹ Luhmann, *Soziale Systeme* (wie Anm. 58), S. 152.

⁶⁰ Luhmann, »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft« (wie Anm. 3), S. 96f.

⁶¹ Luhmann, *Soziale Systeme* (wie Anm. 58), S. 154.

⁶² Vgl. Niklas Luhmann: »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«, in: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 3, Opladen 1981, S. 25-34, hier S. 26f. bzw. Luhmann, *Soziale Systeme* (wie Anm. 58), S. 191ff bzw. S. 212 u. S. 222.

Luhmanns gesellschaftstheoretische Konsequenz aus dieser Ontologisierung der Kontingenz ist nun »der Versuch, den Begriff der Kontingenz durch den Begriff der Beobachtung zu interpretieren«, also durch eine »Operation« der »Unterscheidung«, die als kontingente ihrerseits jede Bezeichnung kontingent setzt.⁶³ Beobachtung ist daher zwangsläufig systembildend, sofern Systeme nunmehr nicht »subjektiv verankert« sind, sondern »nur aus autopoietisch produzierten Ereignissen bestehen, also nur fort dauern, wenn und solange Anschlußereignisse produziert werden können«, wodurch die Unbestimmbarkeit der doppelten Kontingenz nicht nur eine gesamtgesellschaftliche Dimension erhält, sondern auch die Bestimmung einer beobachtungsunabhängig gegebenen Realität vereitelt wird.⁶⁴ Es gibt keinen »Weltbeobachter erster Ordnung« mehr, der im Auslaufhorizont des theologischen Weltbildes die Realität transzendierte – und sei es nur in der Form der Option auf eine dynamische Synthese, die die Perspektivität pluralisierter Wirklichkeiten in einer fast asymptotischen Intention auf Totalität aufnimmt, wie es die klassische Wissenssoziologie angesichts der »Pluralität einander widersprechender Weltanschauungen« versucht hatte.⁶⁵

VI.

Auch wenn sie ihren Entstehungsnexus im strukturellen Möglichkeitsüberschuß oder im produktivistischen Konstruktivismus haben, sind die funktionalistischen Tendenzen der Moderne historisch-soziale Versuche der Reduktion, der Regulation oder des Managements von Kontingenz. Und ihre kritische Analyse ist das eigentliche ›Projekt‹ aller bis hierhin angeführten kontingenztheoretischen Konzepte der Moderne – auch des systemtheoretischen. Im Prinzip handelt es sich dabei nämlich um Dekonstruktionen des transzendentalen Problems einer kohärenten Ordnung der Wirklichkeit, das im Auslaufhorizont der christlichen Theologie steht und im Totalitätsanspruch des neuzeitlichen Rationalismus mit seiner kontrafaktischen Tendenz der Konstruktion einer neuen Einheit der Wirklichkeit die epochenkonstituierende Lösung des neuzeitlichen Kontingenzproblems findet. Insofern sind sie Kritiken der Moderne, genauer: der neuzeitlichen und bis weit ins 20. Jahrhundert reichenden Moderne und ihrer verschiedenen Versuche, eine homogene Wirklichkeit und eine umfassende Ord-

⁶³ Luhmann, »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft« (wie Anm. 3), S. 98.

⁶⁴ Luhmann, »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft« (wie Anm. 3), S. 117.

⁶⁵ Niklas Luhmann: »Am Ende der kritischen Soziologie«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 20 (1991), S. 147-152, hier S. 148. Karl Mannheim: *Ideologie und Utopie*. Frankfurt/Main 1985 (1929), S. 36.

nung zu begründen und zu rechtfertigen.⁶⁶ Gemeinsam ist diesen Versuchen der Kontingenzreduktion selbst dort, wo sie technisch grundiert und also konstruktivistisch ausgerichtet sind, die Diskriminierung der individuellen Praxis und damit der Kontingenz des Handelns – so oder so. Dieser Realitätskonstruktivismus, der tendenziell ohne konkretes konstruierendes Handeln auskommt, weil er von vorneherein auf die abstrakte transzendente Dimension der Wirklichkeit finalisiert ist, wurde freilich nicht nur dekonstruierend analysiert, sondern schon früh mit dem Verweis auf die irreduzible Pluralität der konkreten, also der individuellen Wirklichkeiten und die irreduzible Kontingenz ihrer rationalistischen Vereinheitlichungen abgewiesen.

»Das Problem der Kontingenz«, erklärte Ernst Troeltsch, enthalte »in nuce alle philosophischen Probleme«.⁶⁷ Troeltsch hat den Sachverhalt, den der Begriff der Kontingenz bezeichnet, nicht aus der antiken Handlungstheorie, sondern aus der scholastischen Philosophie hergeleitet und von dort auf die antike Kosmologie zurückgeführt. »Kontingenz« bezeichne in der christlichen Tradition »das Tatsächliche und Zufällige im Gegensatz zum begrifflich Notwendigen und Gesetzmäßigen« und sei »Ausdruck der Willensnatur des Schöpfergottes, der nicht gebunden ist durch allgemeine Gesetze, sondern gerade in der Kontingenz des durch sie nicht Begreiflichen sich in seinem tiefsten Wesen kund tut«. Der neuzeitliche Rationalismus setzte diesem theologischen Kontingenzbegriff zwar einen naturwissenschaftlich fundierten Notwendigkeitsbegriff entgegen, aber gegen die rationalistische Konzeption einer Einheit der Wirklichkeit opponierte die Pluralitätskonzeption des Empirismus mit seiner Akzentuierung »der Kontingenz des Erfahrungsstoffes« und bewirkte, daß in dieser Gegenüberstellung »die volle Bedeutung des Begriffes der Kontingenz erreicht worden« sei. Troeltsch stellte dabei sechs Aspekte der Kontingenzsemantik heraus. Zunächst sei dies die Zufälligkeit, also die letztliche Nicht-Begreiflichkeit der Tatsachen und damit korrespondierend die Postuliertheit der »rationell-begrifflichen Notwendigkeiten selbst«, die sich – zweitens – nicht zuletzt in der »Pluralität der Gesetze« erweise, die »gegeneinander und gegenüber dem Ideal des absoluten Weltgesetzes kontingent« seien. »Der Begriff der Individualität«, also »etwas aus allgemeinen Gesetzen nicht restlos Verständliches«, sei der dritte Aspekt des Sachverhalts, mit dem der vierte, der temporale Aspekt, verbunden sei, nämlich »das Problem des Neuen«, das niemals vollständig aus dem Vorangehenden abgeleitet werden könne. Die Kreativität, die sich in diskontinuierlichen

⁶⁶ In diesem Sinne sind diese kritischen Konzepte der Moderne denn auch »postmodern«. Dazu vgl. Wolfgang Iser: *Unsere postmoderne Moderne*. 3. Aufl. Weinheim 1991, bes. S. 73ff., der bemerkenswerterweise zwar »Pluralität« als Grundbegriff der Moderne exponiert, nicht aber »Kontingenz«.

⁶⁷ Troeltsch, »Die Bedeutung des Begriffes der Kontingenz« (wie Anm. 13), S. 777.

Innovationen ausdrückt, verweise schließlich – fünftens –, auf den unauflöslchen »Zusammenhang der Freiheit mit der Kontingenz«, und mehr noch – sechstens –, auf die »Kontingenz in den Ideen der Freiheit«, deren juristische Form, die auf »unbedingte Notwendigkeit« zielt, sich stets an den konkreten Inhalten ihrer Realisierungen breche, die von den »tatsächlichen Beschaffenheiten des menschlichen Lebens« abhängig seien.⁶⁸

Gerade die letzten beiden Argumente Troeltschs, nämlich der konstitutive Zusammenhang von Kontingenz und Freiheit einerseits und die Brechung ihrer ideellen Festschreibungen in der konkreten Lebenswirklichkeit andererseits, verweisen auf sehr verschiedene, aber komplementäre Positivierungen der Kontingenz als irreduzibler Chance, die Unbestimmtheit gegen ihre verschiedenen konstruktivistisch-rationalistischen Funktionalisierungen auszuspielen. »Kontingenz«, erklärte John Dewey, »ist eine notwendige, wenngleich keine, in mathematischer Redeweise, hinreichende Bedingung von Freiheit. In einer Welt, die in allen ihren Konstituentien vollkommen dicht und exakt wäre, wäre für die Freiheit kein Platz. Kontingenz gibt der Freiheit zwar Raum, füllt aber diesen Raum nicht aus.«⁶⁹ Dewey explizierte sein Argument im Zusammenhang einer Theorie der Individualität, die die Unmöglichkeit einer »mechanisch exakten Wissenschaft eines Individuums« postulierte, weil ein Individuum »eine Geschichte von einzigartigem Charakter« sei, die sich aus der Praxis generiere.⁷⁰ »Praktische Tätigkeit hat es mit individuellen und einzigartigen Situationen zu tun, die niemals exakt wiederholbar sind und hinsichtlich deren dementsprechend keine vollständige Sicherheit möglich ist. Obendrein führt alle Tätigkeit Veränderung mit sich.« Denn »das Reich des Praktischen ist die Region des Wandels, und Wandel ist immer kontingent; er hat ein Element des Zufalls in sich, das nicht eliminiert werden kann.«⁷¹ Und deshalb biete das Handeln nichts, »was einer absoluten Gewißheit auch nur nahekommmt; das Handeln bietet eine Art Versicherung, aber keine Sicherheit. Das Tun ist immer Gefahren ausgesetzt, steht immer unter der Drohung des Fehlschlags.«⁷² Aber gleichzeitig ist eben diese Handlungskontingenz die notwendige Bedingung für die Möglichkeit von Freiheit.

Dewey begründete diese Kontingenz der Praxis im Rekurs auf die physikalische Wahrscheinlichkeits- oder Unbestimmtheitskonzeption namentlich in der Ver-

⁶⁸ Troeltsch, »Die Bedeutung des Begriffes der Kontingenz« (wie Anm. 13), S. 771ff.

⁶⁹ John Dewey : *Die Suche nach Gewißheit. Eine Untersuchung des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln*. Frankfurt/Main 1988 (orig.: *The Quest for Certainty. A Study on the Relation of Knowledge and Action*. New York, Minton, Balch & Comp. 1929), S. 249.

⁷⁰ Dewey, *Die Suche nach Gewißheit* (wie Anm. 69), S. 249.

⁷¹ Dewey, *Die Suche nach Gewißheit* (wie Anm. 69), S. 10 bzw. S. 23.

⁷² Dewey, *Die Suche nach Gewißheit* (wie Anm. 69), S. 37.

sion Werner Heisenbergs.⁷³ Heisenberg zufolge war es prinzipiell unmöglich, gleichzeitig den Ort und den Impuls eines Elementarteilchens exakt zu bestimmen, so daß physikalische Realitäten entstehen, die »etwa in der Mitte zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit stehen«, Realitäten also, die ontologisch unbestimmt sind und dies auch bleiben.⁷⁴ Das stützte freilich nicht nur die pragmatistische Verschränkung von Freiheit und Kontingenzt, sondern auch jene Konzeption menschlicher Macht der philosophischen Anthropologie, die »in den Aussagen über die Unfaßbarkeit des Lebens und die Unerschöpflichkeit menschlichen Könnens« keine negative, sondern »eine sehr positive Haltung im Leben zum Leben« sah, »die um seiner selber willen die Unbestimmtheitsrelation zu sich einnimmt«, wie Helmuth Plessner erklärt hat. Denn »in dieser Relation der Unbestimmtheit zu sich«, fuhr Plessner fort, »faßt sich der Mensch als Macht und entdeckt sich für sein Leben, theoretisch und praktisch, als offene Frage.« Das entspricht tatsächlich der einen, der Möglichkeitsseite der Unbestimmtheitsrelation. Aber was der Mensch »an Fülle der Möglichkeiten« durch die Unbestimmtheitsrelation zu sich »gewinnt, gibt ihm zugleich die entschiedene Begrenzung gegen unendlich andere Möglichkeiten des Selbstverständnisses und des Weltbegreifens, die er damit schon nicht mehr hat.«⁷⁵ Und das entsprach der anderen Seite der Unbestimmtheitsrelation, der Wirklichkeitsseite, dem Standort des Menschen in spezifischer Geschichte, spezifischer Kultur, spezifischer Gesellschaft, die gegen andere, fremde konturiert sind – kurz: in einer künstlichen Welt, die nicht die einzig mögliche, die aber auch nicht beliebig verfügbar ist. Denn »es gibt die Schranken und Grenzen dessen, was hier und jetzt möglich ist.«⁷⁶ Das Mögliche signalisierte deshalb auch keinen offenen Letzthorizont des Möglichen überhaupt, sondern das situativ-Mögliche und vereitelte damit jene Erhebung der Möglichkeit zum endlosen konjunktivischen Selbst- und Weltbezug, wie sie am radikalsten wohl von Musil in seinem Romanfragment ästhetisch durchgespielt und von Luhmann dann gesellschaftstheoretisch festgeschrieben worden ist. Gewiß, »kontingente Welt und problematisches Individuum« waren »einander wechselseitig bedingende Wirklichkeiten«, wie Lukács erklärt hatte.⁷⁷ Aber die Differenz zur kontrafaktischen Totalitätserwartung, die Lukács paradigmatisch für die klassisch-moderne Problematisierung der Kontingenzt aus dieser Diagnose ableitete, bestand für Plessner wie für Dewey darin, daß das Problematische eines »proble-

⁷³ Vgl. Dewey, *Die Suche nach Gewißheit* (wie Anm. 69), S. 202ff. u. 248f.

⁷⁴ Werner Heisenberg: »Die Geschichte der Quantentheorie«, in: ders., *Quantentheorie und Philosophie, Vorlesungen und Aufsätze*, Stuttgart 1979, S. 3-21, hier S. 18.

⁷⁵ Helmuth Plessner: »Macht und menschliche Natur«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, Frankfurt/Main 1981 (1931), S. 134-234, hier S. 188.

⁷⁶ Plessner, »Macht und menschliche Natur« (wie Anm. 75), S. 197.

⁷⁷ Lukács, *Die Theorie des Romans*. (wie Anm. 28), S. 67.

matischen Individuums« in einer »kontingenten Welt« nicht nur als strukturell generierte Sinnlosigkeit, Ungewißheit oder Unsicherheit, sondern vor allem als ontologisch begründete Freiheit bestimmt und erfahren wird. Darauf haben sie, wenn auch aus verschiedenen Traditionen heraus, den normativen Akzent gesetzt. Denn das »Bewußtsein der Individualität des eigenen Seins und der Welt« und das »Bewußtsein der Kontingenz dieser Gesamtheit«, hat Plessner gegen Lukács festgehalten, »sind notwendig miteinander gegeben und fordern einander«. ⁷⁸

VII.

Musil hatte die Unerzählbarkeit des modernen Lebens konstatiert. ⁷⁹ Dagegen stand Deweys Konzeption der Individualität als Geschichte. Daran hat Richard Rorty angeknüpft und die pragmatistische Konzeption der Kontingenz geradezu zu einer Theorie der modernen Kultur aufgebaut, deren Ausgangspunkt die Kontingenz der Wahrheit und die Kontingenz der Sprache bildet. Wahrheit, so Rorty, wird »gemacht, nicht gefunden«. ⁸⁰ »Da Wahrheit eine Eigenschaft von Sätzen ist, da die Existenz von Sätzen abhängig von Vokabularen ist und da Vokabulare von Menschen gemacht werden, gilt dasselbe für Wahrheiten.« Das setzt voraus, »die Idee aufzugeben, daß Sprachen Darstellungen« und als solche Medien einer sprachunabhängig gegebenen Objektivität wären; und es bedeutet, »daß wir die Welt entgöttern«, weil »schon die Idee, daß die Welt oder das Selbst eine immanente Natur haben«, ein »Überbleibsel der Idee« sei, »daß die Welt eine göttliche Schöpfung ist«. ⁸¹ Daher sein Plädoyer für den Versuch, »an den Punkt zu kommen, wo wir nichts mehr verehren, nichts mehr wie eine Quasi-Gottheit behandeln, wo wir alles, unsere Sprache, unser Bewußtsein, unsere Gemeinschaft, als Produkte von Zeit und Zufall behandeln«, also als Produkte von Geschichte und Kontingenz. ⁸² Das verweist auf die zweite Dimension, in der das moderne Kontingenzbewußtsein epochenkonstitutiv sei, nämlich die »Kontingenz des Selbst«. Die »Erschaffung des Selbst durch Erkenntnis von Kontingenz« stehe dabei in einer »Spannung« zur »Universalität durch Überschreitung von Kontingenz«, die nicht nur die Spannung zwischen Dichtung und Philosophie markiere, sondern jene »abendländische philosophische Tradi-

⁷⁸ Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Gesammelte Schriften, Bd. IV, Frankfurt/Main 1981 (1928), S. 423.

⁷⁹ Vgl. Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (wie Anm. 48), S. 650.

⁸⁰ Vgl. Richard Rorty: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt/Main 1989 (orig.: *Contingency, irony and solidarity*. Cambridge University Press 1989), S. 21.

⁸¹ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 48f.

⁸² Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 50.

tion« bestimme, die »menschliches Leben als einen Triumph« auffasse, »insofern es aus der Welt von Zeit, Erscheinung und idiosynkratischer Meinung ausbricht in eine andere Welt – die Welt der bleibenden Wahrheit«. ⁸³ Aber nicht zuletzt die Psychoanalyse habe deutlich gemacht, daß das Selbst »ein Netzwerk von Kontingenzen statt ein wenigstens potentiell wohlgeordnetes System von Vermögen« im vernunftphilosophischen Sinne sei. »Kant spaltet uns in zwei Teile, den ›vernünftigen‹, der bei uns allen gleich ist, und den empirischen (zu dem gehören unsere Begierden und Neigungen), der blinden, kontingenten, idiosynkratischen Eindrücken unterworfen ist. Freud dagegen behandelt Rationalität als einen Mechanismus, der Kontingenzen anderen Kontingenzen anpaßt.« ⁸⁴ Darin sei er ebenso pragmatistisch wie perspektivistisch. ⁸⁵

Rortys Konzept der Kontingenz der Wahrheit und der Kontingenz des Selbst korrespondiert mit Foucaults Konzept von Wahrheit als Resultat historischer Bewahrheitsprozesse und von Subjektivität als Resultat historischer Technologien der Subjektivierung. ⁸⁶ Aber es unterscheidet sich davon im Abweis der transzendentalen Distanzierung von den konkreten historischen Formen des Selbst, die keine Positivierung der modernen, demokratischen Konzepte von Subjektivität und Sozialität erlaube, und führt genau dort auf Dewey zurück, wo die »Kontingenz eines liberalen Gemeinwesens« den eigentlichen Fluchtpunkt einer Theorie der Moderne bildet, die das universalistische Streben, wenn nicht das metaphysische Bedürfnis nach Überwindung oder wenigstens doch dauerhafter Stillstellung der Kontingenz eben mit der Konzeption der Freiheit als Erkenntnis der Kontingenz zurückweist. ⁸⁷ Das hat nicht nur Konsequenzen für die Moralphilosophie, die »nun die Form historischer Erzählung und utopischer Spekulation, nicht die einer Suche nach allgemeinen Prinzipien« habe. ⁸⁸ Es hat auch Konsequenzen für das liberalistische Konzept der Wahrheit, das diese als Resultat von Überzeugungskämpfen begreift: »*Eine Gesellschaft ist dann liberal, wenn sie sich damit zufriedengibt, das ›wahr‹ zu nennen, was sich als Ergebnis solcher Kämpfe herausstellt.* Deshalb erweist man einer liberalen Gesellschaft einen schlechten Dienst, wenn man versucht, sie mit ›philosophischen Grundlagen‹ auszustatten. Denn der Versuch, solche Grundlagen zu liefern, setzt eine natürliche Ordnung der Themen und Argumente voraus, die den Er-

⁸³ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 55, S. 56 bzw. S. 61.

⁸⁴ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 67.

⁸⁵ Vgl. Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 77.

⁸⁶ Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt/ Main 1986 (orig.: *Histoire de la sexualité. Vol. 2. L'usage des plaisirs*. Paris, Éditions Gallimard 1984), S. 10ff.

⁸⁷ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 84ff bzw S. 87, zu Foucault vgl. S. 113ff. Vgl. auch Richard Rorty: »Vorwort«, in: ders., *Solidarität oder Objektivität? Drei philosophische Essays*, Stuttgart 1988, S. 5-9, hier S. 9.

⁸⁸ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 108.

gebnissen von Auseinandersetzungen zwischen alten und neuen Vokabularen übergeordnet ist und sie kassiert.« Daraus folgt, »daß eine liberale Kultur eine verbesserte Selbstbeschreibung braucht, nicht ein Sortiment von Grundlagen. Die Vorstellung, sie brauche Grundlagen, war das Ergebnis des aufklärerischen Szientismus, der seinerseits ein Überbleibsel des religiösen Bedürfnisses nach der Beglaubigung menschlicher Pläne durch nicht-menschliche Autoritäten war.«⁸⁹ Im 18. Jahrhundert ergab sich daraus »natürlicherweise« das »Bündnis« von politischer Philosophie und naturwissenschaftlichem Rationalismus mit der daraus abgeleiteten Konzeption einer universellen Vernunft als Beglaubigungs- und Garantieinstanz der artifiziellen Wirklichkeiten des Menschen.⁹⁰ In dieser Linie steht für Rorty freilich auch die Konzeption einer interaktionsgestützten »kommunikativen Vernunft« als formeller Begründung von Solidarität, von der Jürgen Habermas mit einem bemerkenswerten semipoetischen Rekurs auf die nautische Metaphorik behauptet hat, sie sei »gewiß eine schwankende Schale – aber sie ertrinkt nicht im Meer der Kontingenzen, auch wenn das Erzittern auf hoher See der einzige Modus ist, in dem sie Kontingenzen »bewältigt«.⁹¹ Gegen die Idee, »»Vernunft« sei der Name einer heilenden, versöhnenden, einenden Macht« und damit die »Quelle der Solidarität«, betont Rorty, daß es keine solche transzendente Quelle der Solidarität gebe. »Wenn die Idee der Solidarität eine glückliche, aber zufällige Schöpfung der Moderne ist, dann brauchen wir keine Vorstellung einer »kommunikativen Vernunft« als Ersatz für »subjektzentrierte Vernunft« mehr. Wir müssen Religion nicht mehr durch die Darstellung einer heilenden und einenden Macht ersetzen, die das Werk übernimmt, das einst Gott getan hat«. An die Stelle der »religiösen wie der philosophischen Hoffnung auf einen supra-historischen Grund oder auf eine Konvergenz am Ende der Geschichte« tritt damit die »historische Erzählung vom Aufkommen liberaler Institutionen und Angewohnheiten«, die erkläre, »unter welchen Bedingungen die Idee der Wahrheit als Korrespondenz zur Realität allmählich verdrängt wurde durch die Idee der Wahrheit als dem, was im Lauf freier und offener Auseinandersetzung zur Überzeugung wird.«⁹² Programmatisch gewendet bedeutet dies: »Wir sollten uns gleichmütig mit der Tatsache abfinden, daß alle unseren Urteile durch historische Zufälligkeiten bedingt sind, die dafür gesorgt haben, daß wir über dieses Vokabular und nicht über jenes verfügen, daß diese Überzeugungen dem Common sense zu entsprechen scheinen und

⁸⁹ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 96.

⁹⁰ Vgl. Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 98f.

⁹¹ Jürgen Habermas: »Die Einheit der Vernunft in der Vielheit ihrer Stimmen«, in: ders., *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt/Main 1988, S. 153-186, hier S. 185. Zur nautischen Metaphorik vgl. Hans Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt/Main 1979, bes. S. 12ff.

⁹² Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 122.

nicht jene, daß diese Wünsche normal wirken und nicht jene. Diese kontingenten Umstände zu akzeptieren würde dazu beitragen, daß wir mit der Formulierung von Theorien der ›Wahrheit‹ oder der ›Erkenntnis‹ Schluß machen, also keine Theorien mehr aufstellen, die den Gedanken nahelegen, wir könnten dem durch solche Zufälligkeiten aufgezwungenen Ethnozentrismus irgendwie ent-rinnen. Allgemeiner formuliert, es würde uns helfen, die Hoffnung hinter uns zu lassen, die Philosophie werde irgendwie eine Verbindung herstellen zwischen uns und einer ahistorischen, absoluten Instanz.«⁹³ Das aber bedeutet den »Wechsel von der Epistemologie zur Politik« und bindet die pragmatistische Option der »Erkenntnis der Kontingenz« an jenes zentrale Feld der Praxis zurück, das das Politische für die antike und namentlich die Aristotelische Handlungstheorie bildete.⁹⁴

VIII.

Spätestens Rortys Plädoyer für die »Erkenntnis der Kontingenz«, also für die Einsicht in die Unabweisbarkeit der Kontingenz, bekräftigt, daß die Kontingenzsemantik tatsächlich der »métarécit«, also das konstituierende Narrativ einer ›postmodernen‹ Moderne ist. Ihr theoretisches und diskurspolitisches Zentrum bildet die kritische Verwerfung jener epochalen Versuche der Kontingenzreduktion, die sich nicht nur in den Tendenzen funktionalistischer Kontingenzbegrenzung durch gezielte Kontingenznutzung realisiert haben, sondern auch in den Tendenzen totalitätsorientierter Kontingenzaufhebung – die ihrerseits nicht selten die funktionalistischen Tendenzen geschichtsphilosophisch finalisiert haben. Insofern war die ›Postmoderne‹ die Kritik an der Persistenz jener neuzeitlichen und eben noch die Klassische Moderne des 20. Jahrhunderts bestimmenden Disposition, unter Bedingungen struktureller und nicht nur akzidentiel-ler Kontingenz, kontrafaktisch vormoderne Ordnungs- und Wirklichkeitserwartungen konstruktivistisch zu realisieren. Mit der ›postmodernen‹ Kritik der Moderne ist neben dem rationalistischen damit ein zweiter Diskurs der Moderne präsent, der als Kritik der rationalistischen Operationalisierungen von Kontingenz geführt worden ist und der sich diskursgeschichtlich an den totalitären politischen Finalisierungen der konstruktivistischen Disposition entzündet hat, wie vor allem das Beispiel Baumans oder Foucaults zeigt. Vielleicht könnte man sagen: ›postmodern‹ war die radikale Abkehr von den objektivistischen Funktionalismen und Funktionalisierungen, die die rationalistische Selbstkon-

⁹³ Rorty, »Vorwort« (wie Anm. 87), S. 5.

⁹⁴ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 122.

stitution der Moderne realisiert haben.⁹⁵ Deren rückhaltlose theoretische Radikalisierung führt in die systemtheoretische Ontologisierung der Kontingenz und baut diese zur intern generierten Kritik sämtlicher Versuche auf, Kontingenz aufzuheben. Der systemtheoretischen Entsubjektivierung der Kontingenz, die damit auf die Spitze getrieben wird, kann man zwar unter Vernachlässigung aller historischen Spezifika die Aristotelische Handlungstheorie entgegenhalten.⁹⁶ Aber deren Voraussetzung war die Fraglosigkeit, und mehr noch: die Unbezweifelbarkeit einer kosmologischen Ordnung. Die neuzeitliche »Kontingenzkultur« hingegen entspricht einer prinzipiell anderen metaphysischen Situation. Der Verzicht auf die Befriedigung »unseres ›tiefen metaphysischen Bedürfnisses« nach Überwindung der Kontingenz, den Rorty vielleicht am vehementesten gefordert hat, schließt deshalb konsequenterweise an Deweys Praxeologie der Freiheit an, die anthropologisch und nicht kosmologisch begründet ist. Wenn dieses metaphysische »Bedürfnis« allerdings seinerseits keine invariante anthropologische Tatsache, sondern eine moderne, das heißt historisch generierte und deshalb historisch legitimierte Wirklichkeit ist, deren Entstehung mit dem neuzeitlichen Kontingenzbewußtsein korrespondiert, wie Blumenberg gezeigt hat – auf den Rorty sich bezieht –, ist seine Suspendierung alles andere als Entscheidungssache.⁹⁷ Schließlich ist dieses »Bedürfnis« die konstitutive andere Seite des modernen Kontingenzbewußtseins, das als Bewußtsein der Kontingenz nur im Verhältnis zu einem Begriff von Notwendigkeit oder Unmöglichkeit entstehen kann. Wenn dieses »metaphysische Bedürfnis« nach einer »in sich konsistenten, aus Notwendigkeit zu rechtfertigenden Kulturwelt«, das als Bedürfnis antik nicht existierte, weil diese ontologisch gegeben war, tatsächlich einmal historisch verschwinden würde, wie es historisch entstanden ist, wäre das auch das Ende des modernen Kontingenzbewußtseins und damit das Ende der Kontingenzsemantik als »métarécit« der ›postmodernen‹ Moderne.

(zuerst in: Archives Européennes de Sociologie 45 (2004), S. 369-399)

⁹⁵ In diesem Sinne vgl. auch Stephen Toulmin: *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. Frankfurt/Main 1991 (orig.: *Cosmopolis. The Hidden Agenda of Modernity*. New York, The Free Press 1990), bes. S. 83ff. Zur ›postmodernen‹ Kritik als Wiederentdeckung der Pluralität im Sinne der humanistischen Renaissance vgl. S. 21ff.

⁹⁶ Gegen Luhmanns Konzept einer »Ordnung ohne Subjekt« als »Ordnung sui generis« vgl. Heidrun Hesse: *Ordnung und Kontingenz. Handlungstheorie versus Systemfunktionalismus*. Freiburg/München 1999, bes. S. 174ff., Zit. S. 274.

⁹⁷ Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (wie Anm. 80), S. 87, mit Bezug auf Blumenberg S. 48.